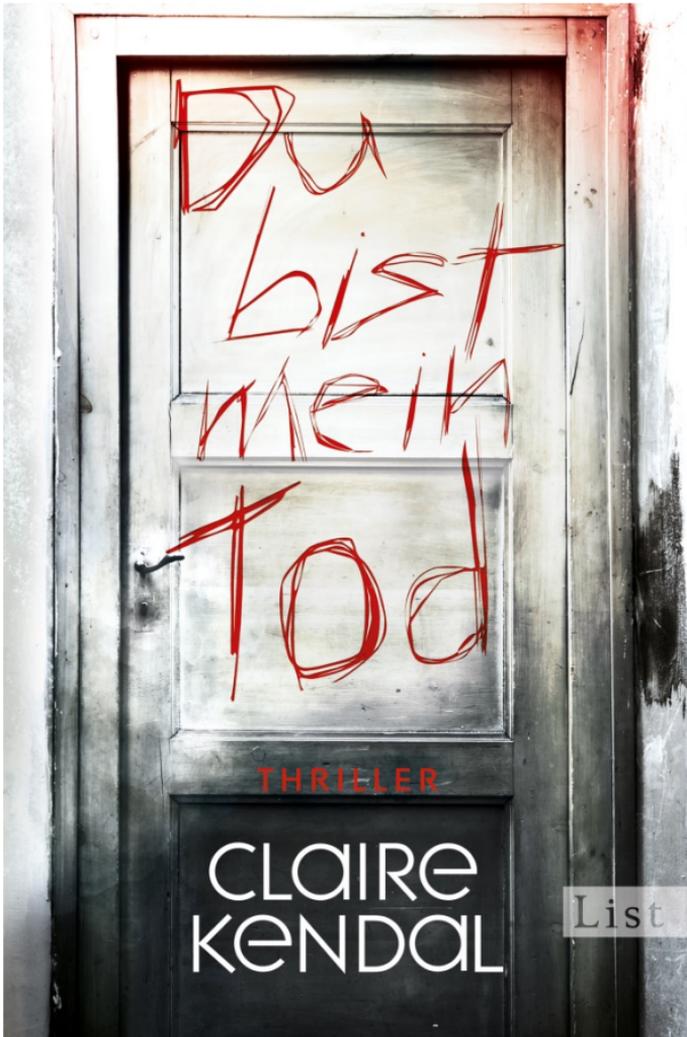


Leseprobe aus:

Claire Kendal

Du bist mein Tod



© 2015 by Ullstein-Buchverlage GmbH, Berlin

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [ullstein-buchverlage.de](http://ullstein-buchverlage.de)

Claire Kendal

Du bist  
mein  
Tod

Thriller

Aus dem Englischen  
von Sophie Zeitz

List

*Für meinen Vater, der mir mein  
erstes Märchenbuch schenkte.  
Und für meine Mutter, die mich lesen lehrte.*

*Was nun dieses kleine Schlüsselchen betrifft, so führt es in  
das kleine Gemach am Ende der großen Galerie. Gehe du  
überall hin, wohin es dir beliebt, öffne alle Türen, wie du  
willst, aber ich verbiete dir aufs Strengste, in jenes kleine  
Kabinett einzutreten. Sollte es dir dennoch begegnen, dass  
du es öffnest, so wisse, dass du von meinem Zorne das  
Schrecklichste zu erwarten hast.*

»Blaubart«, Charles Perrault

# Inhalt

<b>Woche 1</b>	
Die Spinnerin	9
<b>Woche 2</b>	
Der Feuertanz	81
<b>Woche 3</b>	
Der standhafte Liebhaber	141
<b>Woche 4</b>	
Der Vergesslichkeitstrank	185
<b>Woche 5</b>	
Die Wächter	245
<b>Woche 6</b>	
Der verbotene Schlüssel	287
<b>Woche 7</b>	
Der Trockenraum	313
<b>Achtzehn Wochen später</b>	
Das Mädchen ohne Hände	335

**Woche 1**  
**Die Spinnerin**

# Montag

**Montag, 2. Februar 2009, 07:45 Uhr**

Du bist es. Natürlich bist du es. Du bist es immer. Jemand holt mich auf der Straße ein, und ich drehe mich um und sehe dich. Ich wusste, dass du es bist, trotzdem erschrecke ich mich und rutsche auf dem gefrorenen Schnee aus. Ich verliere das Gleichgewicht und stürze. Meine Strumpfhose wird nass an den Knien. Meine Handschuhe sind durchgeweicht.

Kein vernünftiger Mensch würde an diesem eisigen Morgen freiwillig vor die Tür gehen. Du schon. Du bist hier, trittst dir die Füße. Jetzt streckst du mir die Hand hin, fragst mich, ob ich mir weh getan habe, aber ich weiche zurück und rutsche beinahe wieder aus.

Du musst mich beobachtet haben, seit ich das Haus verlassen habe. Ich kann mir die Frage nicht verkneifen, was du hier tust, auch wenn ich genau weiß, dass deine Antwort gelogen sein wird.

Deine Augenlider flattern. Das tun sie immer, wenn du nervös bist. »Ich mache nur einen kleinen Spaziergang, Clarissa.« Du wohnst in einem Vorort zehn Kilometer entfernt von hier, aber egal. Deine Lippen werden weiß. Du beißt hinein, um die Durchblutung anzuregen, als würdest du merken, dass sie noch blasser sind als sonst. »Du hast dich am

Freitag an der Uni so seltsam verhalten, Clarissa. Einfach aus dem Saal zu laufen. Alle haben sich gewundert.«

Ich will schreien, wenn ich höre, wie du ständig meinen Namen sagst. Dein Name ist hässlich für mich geworden. Ich versuche ihn aus meinem Kopf zu löschen, als könnte ich dich damit aus meinem Leben löschen. Aber er schleicht sich immer wieder hinein. Taucht einfach auf. Wie du. Immer und immer wieder.

Gegenwart, zweite Person Präsens. Das bist du. In jeder Hinsicht.

Mein Schweigen schreckt dich nicht ab. »Du bist das ganze Wochenende nicht ans Telefon gegangen. Du hast nur eine meiner SMS beantwortet, und das nicht freundlich. Was machst du an einem Morgen wie diesem draußen, Clarissa?«

Ich schaffe es nur, in kleinen Etappen zu denken. Ich muss dich loswerden. Ich muss verhindern, dass du mir zum Bahnhof folgst und dahinterkommst, wohin ich fahre. Wenn ich dich ignoriere, gelingt mir das nicht; der Rat aus den Broschüren hilft im richtigen Leben nicht. Ich bezweifle, dass überhaupt irgendwas gegen dich hilft.

»Ich bin krank.« Das ist gelogen. »Deswegen bin ich am Freitag gegangen. Ich habe um acht einen Arzttermin.«

»Du bist die einzige Frau, der ich je begegnet bin, die sogar schön aussieht, wenn sie krank ist.«

Jetzt wird mir wirklich schlecht. »Ich habe Fieber. Ich habe mich die ganze Nacht übergeben.«

Du hebst die Hand, als wolltest du meine Temperatur fühlen, und ich zucke zurück.

»Ich komme mit.« Deine Hand hängt immer noch in der Luft, eine peinliche Erinnerung an deine unerwünschte Geste. »Du solltest jetzt nicht allein sein.« Unvermittelt lässt du die Hand fallen.

»Ich will dich nicht anstecken.« Die Worte sind geheuchelt, und ich fürchte, sie klingen nicht sehr fürsorglich.

»Ich kümmere mich um dich, Clarissa. Hier draußen herrschen Minusgrade, und du hast nasse Haare, du solltest

nicht zu Fuß unterwegs sein. Das kann nicht gut für dich sein.« Du zückst dein Handy. »Ich rufe uns ein Taxi.«

Wieder hast du mich in die Enge getrieben. Ich stehe mit dem Rücken am schwarzen Gelände, kann nicht weiter zurück; ich will nicht wieder ausrutschen und durch die Lücke fallen – zur Straße geht es fast einen Meter hinunter. Ich mache einen Schritt zur Seite, richte mich auf, aber du überragst mich immer noch. In deiner dicken grauen Jacke siehst du riesig aus.

Der Saum deiner Jeans ist nass vom Schnee – das kann auch nicht gut für dich sein. Von der bitteren Kälte hast du rote Ohren und eine rote Nase. Wie ich wahrscheinlich. Dein braunes Haar ist strählig, obwohl es wahrscheinlich frisch gewaschen ist. Dein geschlossener, verbissener Mund ist nie entspannt.

Unwillkürlich tust du mir leid, egal wie ich mich dagegen sträube und wie zuwider du mir bist. Auch du musst schlaflose Nächte haben. Herzlosigkeit, selbst dir gegenüber, widerspricht dem, was meine Eltern mir beigebracht haben. Mit Schrofheit werde ich dich sowieso nicht mehr los. Ich weiß zu gut, dass du mir einfach nachlaufen würdest, als würdest du mich nicht hören, und das ist das Letzte, was ich will.

Du tippst eine Nummer ins Telefon.

»Nein. Nicht.« Die Schärfe in meiner Stimme lässt dich innehalten. Ich spinne die Lüge weiter. »Es ist nicht weit bis zum Arzt.« Dann drücke ich mich deutlicher aus. »Ich werde nicht mit dir in ein Taxi steigen.«

Du drückst die rote Taste und steckst das Handy wieder ein. »Schreib mir deine Festnetznummer auf, Clarissa. Anscheinend habe ich sie verlegt.«

Wir wissen beide, dass ich sie dir nie gegeben habe. »Ich habe das Festnetz abgemeldet. Ich benutze nur noch mein Handy.« Weitere Lügen. Im Stillen schicke ich ein Dankgebet zum Himmel, dass du meine Nummer nicht irgendwo in meiner Wohnung gefunden und aufgeschrieben hast, als du da

warst. Was für eine Nachlässigkeit. Wahrscheinlich ärgerst du dich grün. Aber du warst anscheinend zu beschäftigt.

Ich zeige den Hügel hinauf. »Du solltest oben im Park spazieren gehen.« Ich nutze deinen Wunsch aus, mir zu gefallen, ein unfaire Zug, aber ich bin verzweifelt. »Der Park ist einer meiner Lieblingsorte ... Rafe.« Die Pause vor deinem Namen ist lang, aber dann bringe ich ihn endlich über die Lippen, und nur das zählt für dich; du merkst nicht, dass ich dir nur einen Brocken hingeworfen habe, um dich loszuwerden.

»Wenn dir der Ort etwas bedeutet, Clarissa. Ich möchte dich glücklich machen, verstehst du? Du musst mich nur lassen.« Du versuchst zu lächeln.

»Auf Wiedersehen, Rafe.« Wieder zwingt mich, deinen Namen auszusprechen, und als dein Lächeln sicherer und echter wird, bin ich verblüfft und habe fast ein schlechtes Gewissen, dass ein so durchschaubarer Trick funktioniert.

Als ich vorsichtig den Hang hinuntergehe, kann ich kaum glauben, dass ich dir entkommen bin, und vergewissere mich mehrfach, dass der Abstand zwischen uns größer wird. Jedes Mal siehst du dich um und hebst die Hand, und ich muss mich zwingen, halbherzig zurückzuwinken.

Von jetzt an werde ich morgens mit dem Taxi zum Bahnhof fahren und durch die Heckscheibe kontrollieren, ob du mir folgst. Bei unserer nächsten Begegnung muss ich längerfristig denken und mich an das halten, was in den Broschüren steht. Ich werde mich weigern, mit dir zu sprechen, oder dir zum millionsten Mal erklären – klipp und klar –, dass du mich in Ruhe lassen sollst. Unter den gegebenen Umständen würde sogar meine Mutter verstehen, dass ich schroff sein muss. Nicht, dass ich im Traum daran denken würde, meine Eltern mit dieser Geschichte zu belasten.

Mit klappernden Zähnen stehe ich auf dem Bahnsteig und lausche den entschuldigenden Ansagen von Zugausfällen und Verspätungen aufgrund der extremen Witterung, voller Angst, du könntest plötzlich hinter mir auftauchen.

Dann lehne ich mich an die Wand und schreibe, so schnell

ich kann, in mein neues Notizbuch. Es ist mein erster Eintrag. Das Notizbuch ist klein, damit ich es immer mitnehmen kann, so wie es die Broschüren empfehlen. Die Seiten sind liniert, und es hat eine Spiralbindung. Der Einband ist mattschwarz. Die Leute von der Hotline sagen, ich soll alles dokumentieren. Sie sagen, ich darf nichts auslassen und muss versuchen, mir jede Begegnung möglichst zeitnah zu notieren, egal wie unbedeutend sie mir erscheint. Aber Begegnungen mit dir sind nie unbedeutend.

Ich zittere heftig und bereue, dass ich mir nicht die Haare geföhnt habe. Heute Morgen war ich spät dran, weil ich nach einer Nacht voller Alpträume verschlafen hatte – deinetwegen, immer deinetwegen. Wie ich nun weiß, wäre noch Zeit zum Föhnen gewesen, aber das konnte ich natürlich nicht vorhersehen, nicht wie ich dich vorhersehen kann. Jetzt fühlt sich mein Haar an wie eine eisige Kappe, die die Kälte in meine Haut und meine Adern leitet, wie ein Fluch, der Fleisch zu Stein erstarren lässt.

Es musste eine Welt geben, in der er nicht war, und sie glaubte, sie endlich gefunden zu haben. Gegenüber der Marmortreppe hingen die Portraits ernst blickender Richter. Auf dem Weg in den ersten Stock spürte Clarissa ihre Blicke im Rücken; doch sie hielt an der Hoffnung fest, dass dies ein Ort war, an dem sie vor Beobachtung sicher war, ein Ort, von dem er nie etwas erfahren würde.

Sie zeigte der zuständigen Justizbeamtin ihren Pass und den rosa Geschworenenbescheid, dann setzte sie sich auf einen der blauen Polsterstühle. Es war angenehm warm. Ihre Zehen tauten auf. Ihr Haar trocknete allmählich. Außerhalb seiner Sichtweite fühlte sie sich wie an einem magischen Ort. Nur Geschworene hatten hier Zutritt, und sie mussten einen Zahlencode in ein Tastenfeld eingeben, bevor sich die Tür öffnete.

Sie zuckte zusammen, als das Mikrofon der Beamtin zu knistern anfang. »Folgende Personen werden gebeten, nach vorn zu kommen und sich am Schalter anzustellen, um einer zweiwöchi-

gen Verhandlung beizuwohnen, die in Kürze in Saal sechs beginnt.«

Zwei ganze Wochen im sicheren Hafen eines Gerichtssaals. Zwei ganze Wochen weg von der Uni und weg von ihm. Ihr Herz schlug schneller. Als ihr Name nicht aufgerufen wurde, sank sie enttäuscht in den Stuhl zurück.

Gegen Mittag zwang sie sich, das heilige Refugium des Gerichts zu verlassen; sie brauchte frische Luft. Auf der Straße vor der Drehtür blieb sie stehen und sah sich um. Vielleicht versteckte er sich zwischen den beiden Gefängnis transportern, die ein paar Meter weiter am Bordstein standen. Hastig, mit angehaltenem Atem, lief sie an ihnen vorbei. Als sie sah, dass er nicht zwischen den Stoßstangen kauerte, seufzte sie erleichtert.

Sie ging über den Markt, beobachtete die Angestellten, die sich beim Biobäcker oder an einem der Imbissstände ein schnelles Mittagessen holten, sah durchs Fenster eines teuren Italieners, wo die Anwälte an einem großen Tisch saßen.

Sie blickte sich um, dann schlüpfte sie in die behagliche Vertrautheit eines Nähladens. Wie immer landete sie zuerst bei den Kinderstoffen. Auf einem glitten Meerjungfrauen selbstvergessen dahin, gefolgt von verhexten kleinen Mädchen; sie stellte sich ein Rüschenkleidchen vor aus pflaumenblauen und fuchsienpinken Meeren.

Henry hätte es scheußlich gefunden. Zu niedlich, hätte er gesagt. Zu mädchenhaft, hätte er gesagt. Zu kitschig, hätte er gesagt. Nicht originell, hätte er gesagt. Einfarbig ist doch am besten, hätte er gesagt. Vielleicht war es gut, dass der unerfüllte Kinderwunsch sie auseinandergebracht hatte.

Sie riss sich los und steuerte die Vitrine mit den Garnen an, suchte in ihrer Tasche nach dem Stoffmuster – moosgrüne, mit roten Blüten übersäte Baumwolle – und wählte die passende Farbe aus. Dann ging sie mit zwei Rollen zur Kasse.

»Was nähen Sie denn?«, fragte die junge Kassiererin.

Clarissa schoss das Bild flatternder Lider mit blassbraunen Wimpern durch den Kopf, Blicke, denen sie nicht entkam, Lip-

pen, von denen Speichel tropfte: Momente von Rafes einer Nacht in ihrem Bett.

Sie würde ihn aus ihrem Schlafzimmer austreiben. »Neue Bettwäsche«, sagte sie.

Der Stoff würde sich wunderbar anfühlen auf der Haut. Überrascht bemerkte sie einen Anflug von Neugier darauf, wer wohl eines Tages mit ihr unter den roten Blüten schlafen würde.

### **Montag, 2. Februar, 14:15 Uhr**

Ich versuche alles zusammenzufügen. Ich versuche die Lücken zu füllen. Ich versuche mich an die Dinge zu erinnern, die du vor heute Morgen getan hast, als ich mit den Aufzeichnungen begann. Ich will keinen einzigen Vorfall weglassen – das kann ich mir nicht leisten. Auch wenn das bedeutet, dass ich jeden Moment noch einmal durchleben muss. Indem ich alles aufschreibe, behalte ich dich bei mir, genau dort, wo ich dich nicht haben will.

### **Montag, 10. November, 20:00 Uhr (vor drei Monaten)**

Das ist der Abend, an dem ich den riesigen Fehler begehe, mit dir zu schlafen, und ich bin in der Buchhandlung. Das Geschäft ist nur für geladene Gäste geöffnet, zur Feier deines neuen Buchs über Märchen. Es sind nur ein paar deiner Kollegen vom Anglistikinstitut gekommen. Ermutigt durch meine Anwesenheit, lästern sie leise über Henry. Ich tue so, als würde ich es nicht mitbekommen, nehme Bücher aus den Regalen und sehe hinein, als würden sie mich brennend interessieren, auch wenn die Buchstaben vor meinen Augen tanzen und etwa so verständlich sind wie Hieroglyphen.

Ich weiß nicht, was ich hier mache oder warum ich mir von dir abwechselnd Rot- und Weißwein aufdrängen lasse. Wahrscheinlich sind es die Einsamkeit und der Verlust:

Henry ist gerade aus Bath weggezogen, um die Professur in Cambridge anzunehmen, auf die er sein Leben lang hingearbeitet hat. Mitleid spielt auch eine Rolle; du hast mir drei Einladungen geschickt.

Ich kann nicht gehen, bevor die Lesung vorbei ist. Ich sitze in der letzten Reihe und höre zu, wie du aus deinem Kapitel über die »Prüfung der wahren Braut« vorliest. Dann bist du fertig, und deine wenigen Kollegen stellen höfliche Fragen. Ich bin keine Lehrkraft an der Uni; ich sage nichts. Sobald der spärliche Applaus verklungen ist, steuere ich die Tür an und will entkommen, doch du erwischst mich und bittest mich, noch nicht zu gehen. Ich schleiche mich nach oben in die Kunstbuchabteilung und setze mich mit einem Bildband über Munch auf den schmutzigen beigen Teppichboden. Ich schlage den *Kuss* auf, die frühe Version, in der die Liebenden nackt sind.

Als dein Schatten auf die Seite fällt und deine Stimme durch die einsame Stille im ersten Stock schneidet, zucke ich zusammen. »Hätte ich dich nicht gefunden, hätten sie dich über Nacht hier eingesperrt.« Du stehst über mir, spähist aus enormer Höhe zu mir herab und lächelst.

Schnell schlage ich den Bildband zu und stelle ihn weg. »Vielleicht wäre es gar nicht so schlimm, hier mit den Künstlern zu schlafen.« Ich halte dein Buch hoch wie eine Schauspielerin, die beim Einsatz der Requisiten übertreibt. Mein Handgelenk tut weh. »Es ist toll. Vielen Dank, dass du es mir geschenkt hast. Du liest sehr schön. Und du hast eine gute Stelle ausgesucht.«

»Du hast ein gutes Gemälde ausgesucht, Clarissa.« Du setzt deine vollgestopfte Aktentasche und die beiden Weinläser ab, die du in der Hand balanciert hast.

Ich lache. »Hast du eine Leiche da drin?«

Dein Blick huscht zum Schloss der Tasche, als wolltest du nachsehen, ob sie gut verschlossen ist, und mir kommt der Gedanke, dass du Geheimnisse hast. Aber du lachst. »Nur Bücher und Papiere.« Du hältst mir die Hand hin. »Komm

aus deinem Versteck. Ich bringe dich nach Hause. Es ist dunkel draußen, du solltest nicht allein unterwegs sein.«

Ich greife nach deiner Hand, lasse mir von dir auf die Beine helfen. Du lässt meine Hand nicht wieder los. Behutsam ziehe ich sie weg. »Das macht mir nichts aus. Musst du nicht zum Abendessen mit den Veranstaltern, Herr Professor?«

»Ich bin kein Professor.« Dein Augenlid zuckt. Es flattert mehrmals rasch hintereinander, als würde ein winziges Insekt mit dem Flügel schlagen. »Henry hat die Professur bekommen, auf die ich mich beworben hatte. Gegen einen preisgekrönten Dichter hatte ich wohl keine Chance. Die Position des Institutsleiters hat ihm auch nicht geschadet.«

Henry hatte die Professur mehr als verdient, aber das spreche ich natürlich nicht aus. Ich sage nur: »Das tut mir leid.« Und nach ein paar peinlichen Sekunden: »Ich muss nach Hause.« Woraufhin du so enttäuscht wirkst, dass ich dich trösten will. »Dein Buch ist wirklich hochinteressant, Rafe«, sage ich, um meinen Abgang zu dämpfen. »Du solltest stolz sein.«

Du greifst nach dem Wein und hältst mir ein Glas hin. »Ein Toast, Clarissa. Bevor du gehst.«

»Auf dein schönes Buch.« Wir stoßen an, mein Weißwein gegen deinen Rotwein, und ich trinke einen Schluck. Du wirkst so glücklich über diese Kleinigkeit; es rührt mich und macht mich traurig. In den nächsten Monaten werde ich diesen Augenblick immer wieder durchspielen, auch wenn ich ihn am liebsten aus dem Gedächtnis löschen würde.

»Trink aus.« Du leerst dein Glas, um mit gutem Beispiel voranzugehen.

Ich tue es dir nach, auch wenn der Wein wie salzig-süße Medizin schmeckt. Aber ich will deine ohnehin traurige Feier nicht noch weiter trüben.

»Ich begleite dich, Clarissa. Ich gehe lieber ein Stück mit dir, als bei irgendeinem stickigen Abendessen zu sitzen.«

Eine Minute später sind wir draußen an der kühlen, spät-

herbstlichen Luft. Selbst in meiner weinseligen Benommenheit zögere ich, bevor ich ausspreche, was mir durch den Sinn geht. »Hast du je über Blaubarts erste Frau nachgedacht? Sie wird nicht weiter erwähnt, aber sie muss eine der toten Frauen sein, die in der verbotenen Kammer hängen.«

Du lächelst nachsichtig, als wäre ich eine deiner Studentinnen. Heute Abend siehst du adrett aus, als hättest du dich als amerikanischer Collegeprofessor verkleidet. Tweedjackett, weiche braune Cordhosen, ein feingestreiftes blauweißes Hemd unter einem dunkelblauen Pullunder. »Erklär es mir.« Die Aufforderung kommt automatisch, wahrscheinlich wie in deinen Grundkursen.

»Ich meine, wenn die geheime Kammer schon am Anfang da war und er der ersten Mrs Blaubart verboten hat, sie zu betreten, konnte es dort noch keine toten Ehefrauen geben. Und auch kein Blut, in das ihr Schlüssel fallen konnte, und keinen Blutfleck am Schlüssel, der sie verraten konnte. Was für einen Grund hatte er dann für den ersten Mord? Das habe ich mich immer gefragt.«

»Vielleicht hat er die geheime Kammer erst für die zweite Mrs Blaubart erfunden. Vielleicht hat seine erste Frau etwas getan, das noch unverzeihlicher war, als die Kammer zu betreten. Die schlimmste Form des Ungehorsams: Vielleicht war sie untreu, wie die erste Frau in *Tausendundeine Nacht*, und er hat sie deswegen umgebracht. Und dann musste er die anderen prüfen, um herauszufinden, ob sie seiner Liebe wert waren. Leider hat keine die Prüfung bestanden.« Das alles sagst du so leichthin, als würdest du Witze machen.

Mir hätte damals schon klar sein müssen, dass du keine Witze machst. Bei dir ist nie etwas leicht. Hätte ich das dritte Glas Wein nicht getrunken, wäre mir das vielleicht klar gewesen, und alles wäre anders gekommen.

»Das klingt, als fändest du, sie hätte es verdient.«

»Natürlich nicht.« Doch du antwortest zu schnell, zu nachdrücklich, ein Hinweis darauf, dass du lügst. »Natürlich meine ich das nicht.«

»Aber du hast von Ungehorsam gesprochen.« Bilde ich mir nur ein, dass meine Beine wackelig werden? »Das ist ein schreckliches Wort. Und es war nie ein faires Versprechen. Du kannst niemandem verbieten, einen Raum zu betreten, der sich im eigenen Haus befindet.«

»Männer brauchen geheime Orte, Clarissa.«

»Ach ja?« Wir stehen vor der Abteikirche von Bath. Die Westseite ist beleuchtet, aber aus irgendeinem Grund sehe ich meine geliebten gefallenen Engel, die kopfüber von Jakobs Leiter hängen, nur verschwommen. Wahrscheinlich ist ihnen genauso schwindelig wie mir.

Du nimmst mich am Arm. »Clarissa?« Lächelnd wedelst du mit der Hand vor meinen Augen herum. »Aufwachen, Dornröschen.«

Ich erinnere mich an mein Argument, auch wenn ich mich stark zusammenreißen muss, um klare Sätze zu formulieren. »In der Kammer müssen grauenhafte Geheimnisse versteckt sein. Sie war der Ort, an dem er seine Phantasien auslebte.«

Wir kommen an den römischen Bädern vorbei. Ich stelle mir die Statuen der Kaiser, Feldherrn und Statthalter vor, die mit gerunzelter Stirn von der Terrasse auf mich herablicken, als wollten sie mich zwingen, mich in dem großen grünen Becken unter ihnen zu ertränken. Ich habe einen schwefligen Geschmack im Mund, wie von dem Thermalwasser im *Pump Room*.

»Du kennst *Blaubart* besser als jeder Experte, Clarissa. Du solltest die Professorin sein. Du hättest deine Doktorarbeit fertig schreiben sollen.«

Ich schüttelte den Kopf. Die Welt gerät ins Wanken und hört auch nicht auf, als ich den Kopf wieder still halte. Über meine unvollendete Doktorarbeit rede ich fast nie. Verschwommen frage ich mich, woher du davon weißt, aber dann bleibt mein Blick an einem Ring in der Auslage eines Juweliers hängen. Ein Platinband mit funkelnden Diamanten. Der Ring, den ich mir wünschte, als ich noch hoffte, Henry könnte mich eines Tages damit überraschen, was er nie tat. Die Lichter eines

vorbeifahrenden Autos flammen auf, und die Steine glitzern wie das blaue Meer in der Sonne. Die weißen und goldenen Glühbirnen um das Schaufenster blenden mich.

Du ziehst mich weg von dem Schaufenster, und ich blinzele, als hättest du mich aus dem Tiefschlaf gerissen. Als wir die geschlossenen Geschäfte in den honigfarbenen klassizistischen Gebäuden hinter uns gelassen haben, sind meine Schritte alles andere als gerade. Du hast den Arm um meine Taille gelegt und steuerst mich in die richtige Richtung.

Ich erinnere mich kaum an die Unterführung, aber dann steigen wir auf der anderen Seite den steilen Hang hinauf, und ich bin außer Atem. Du drückst mich an dich, schiebst und ziehst, trägst mich beinahe. Das Glitzern der Diamanten und der Glühbirnen flammt immer wieder vor meinen Augen auf, winzige tanzende Lichtpunkte. Wie kann es sein, dass wir schon vor der Tür des alten Hauses stehen, dessen oberstes Stockwerk ich bewohne?

Ich schwanke wie eine Stoffpuppe. Das Blut rauscht in meinen Ohren. Du hilfst mir bei der Suche nach dem Schlüssel, hilfst mir die Treppe hinauf, hilfst mir, zwei weitere Schlüssel in die Schlösser der Wohnungstür zu stecken. Ich stehe benommen daneben, weiß nicht, was zu tun ist.

»Bittest du mich nicht auf einen Kaffee herein?«

Er verfehlt sein Ziel nicht, dein manipulativer kleiner Appell an meine Manieren. Ich denke an Schneewittchen mit den dummen großen Augen, die der bösen Königin die Tür öffnet und ihr den vergifteten Apfel praktisch aus der Hand reißt. Ich denke an Jonathan Harker, der aus freien Stücken Draculas Schwelle übertritt. Wieder denke ich an Blaubart und seine blutige Kammer. Hat er jede Braut über die Schwelle seines Schlosses getragen, nachdem sie ihm glücklich in die Arme gesprungen war? Danach kam die Folterkammer.

Ich versuche zu lächeln, aber mein Gesicht gehorcht mir nicht. »Natürlich. Doch, natürlich. Du musst auf einen Kaffee reinkommen und dich aufwärmen, während ich das Taxi

rufe. Es war so nett von dir, mich an deinem großen Abend nach Hause zu bringen.« Ich rede dummes Zeug. Ich weiß, dass ich dummes Zeug rede.

Ich stehe vor der Spüle, fülle den Wasserkessel. »Tut mir leid.« Die Worte sind undeutlich, als würde ich eine Sprache sprechen, die ich kaum kenne. »Ich fühle mich so komisch.«

Es kostet mich große Anstrengung zu stehen. Ich komme mir vor wie ein Kreisel. Oder ist es das Zimmer, das sich dreht? Mein Körper scheint aus Flüssigkeit zu bestehen. Ich gleite hinab, meine Beine falten sich ganz angenehm und ordentlich unter mir zusammen, und ich finde mich auf den Fliesen vor der Küchenzeile wieder. Den Kessel habe ich immer noch in der Hand. Wasser läuft aus dem Schnabel. »Ich habe Durst.« Das Wasser läuft auf mein Kleid, und ich habe keine Ahnung, wie ich es in den Mund bekommen soll.

Du findest ein Glas und füllst es, kniest dich zu mir und hältst mir das Glas an den Mund wie bei einem Kind. Dann wischst du mir mit dem Zeigefinger einen Tropfen vom Kinn und leckst ihn ab. Ich klammere mich an den Wasserkessel.

Du stehst wieder auf, stellst das Glas hin und drehst den Hahn zu. Dann nimmst du mir den Kessel ab. »Die Vorstellung, dass du mir nicht vertraust, tut mir weh.« Ich spüre deinen Atem in meinem Haar.

Du ziehst mich hoch, stützt mich. Ich kann kaum noch die Beine bewegen, als du mich aufs Schlafzimmer zuschiebst. Du setzt mich auf die Bettkante, kniest vor mir nieder und lehnst dich gegen mich, damit ich nicht nach vorne falle. Ich kann mich nicht aufrichten. Ich weine.

»Nicht weinen«, flüsterst du, streichelst mein Haar, murmelst, wie weich es sei, küsst die Tränen weg, die mir übers Gesicht laufen. »Ich bringe dich ins Bett. Ich weiß genau, was das Richtige für dich ist.«

»Henry ...«, versuche ich zu sagen. Das Sprechen fällt mir schwer, als hätte ich es verlernt.

»Denk nicht an ihn.« Jetzt klingst du wütend. Du siehst mir tief in die Augen, bis ich meine schließen muss. »Der

*Kuss* von Munch. Ich weiß, dass du an uns beide gedacht hast, dass du dir vorgestellt hast, wir sind zusammen. Wir haben beide daran gedacht.«

Ich bin vollkommen kraftlos. Ich habe das Gefühl, ich bestehe aus Wellen. Ich sinke nach hinten. Will nur noch liegen. In meinem Kopf rauscht es, wie das Meer. In meinen Ohren ist ein Trommeln; mein Herz, das immer lauter schlägt.

Deine Hände auf meiner Taille, meinem Bauch, meinen Hüften, meinem Rücken, sie gleiten über mich, als du mein Wickelkleid aufmachst.

Henry sollte der Einzige sein, der dieses Kleid berührt. Ich hatte es für das Geburtstagsessen vor sieben Monaten genäht. Auch wenn wir beide wussten, dass es vorbei war, wollte er nicht, dass ich meinen achtunddreißigsten alleine feiere. Die letzte gemeinsame Nacht. Ein Abschiedsessen mit Abschiedssex. Dieses Kleid war nicht für dich gedacht.

Ich versuche dich wegzuschieben, aber ich habe nicht mehr Kraft als ein Kind. Du öffnest den Rest des Kleides und ziehst es mir über die Schultern. Und dann kippt das Zimmer, und alles, was kommt, ist nur noch Schatten. Bruchstückhafte Erinnerungen an einen Alptraum, den ich vergessen will.

Sie war so ins Schreiben vertieft, dass ihr, als das Mikrofon der Beamtin wieder zu knistern begann, vor Schreck der Kuli aus der Hand fiel und quer durch die ruhige Ecke rollte, in der sie saß. »Folgende Personen werden gebeten, nach vorne zu kommen und sich am Schalter anzustellen, um der Verhandlung beizuwohnen, die in Kürze in Saal 12 beginnt.« Clarissas Name wurde als Erster aufgerufen, und sie zuckte zusammen, als hätte sie einen Schlag bekommen. Hastig schob sie das Notizbuch in die Tasche, wie ein belastendes Beweisstück, mit dem sie nicht gesehen werden wollte.

Zwei Minuten später lief sie mit den anderen hinter dem Gerichtsdienstler her. Eine schwere Tür schwang auf, und sie tauchten in die verborgenen Tiefen des Gebäudes ein, stiegen meh-

rere zugige Betontreppen hinauf, durchquerten einen kleinen, grellerleuchteten, mit Linoleum ausgelegten Warteraum und stolperten durch die nächste Tür. Sie blinzelte mehrmals, bis ihr klar wurde, dass sie sich im Gerichtssaal befanden. Wieder wurde ihr Name aufgerufen, und sie stellte sich in die hintere Reihe.

Henry hätte die Bibel verweigert, doch Clarissa nahm sie, ohne zu zögern. Sie meinte jedes Wort des Eids, auch wenn ihre Stimme dünn war.

Auf dem Platz neben ihr saß eine hübsche, rundliche, dunkelhaarige Frau, die eine Kette mit weißgoldenen Buchstaben um den Hals trug: *Annie*. Weiter rechts, nur wenige Meter entfernt, sah Clarissa wie durch einen Nebel die fünf Angeklagten, die von Polizisten bewacht wurden. Annie musterte die Männer mit unverhohlenem Interesse, fast herausfordernd.

Der Richter wandte sich an die Geschworenen. »Für die Verhandlung sind sieben Wochen veranschlagt.«

*Sieben Wochen*. So ein Glück hätte sie sich nie träumen lassen.

»Falls es triftige Gründe gibt, die Sie an der Teilnahme hindern, teilen Sie diese dem Gerichtsdienner bitte heute noch schriftlich mit. Morgen wird die Anklage mit der Eröffnung beginnen.«

Sie griff nach ihrer Tasche, hielt im Aufstehen den Saum ihres Rocks fest, damit er nicht hochrutschte, und taumelte hinter den anderen her. Als sie die Anklagebank passierte, hätten sie und der nächste Angeklagte nur den Arm ausstrecken müssen, um einander zu berühren.

Sie stieg in den Zug, streifte die Fäustlinge ab, fand den letzten freien Platz und nahm ihr Handy heraus. Eine Welle der Übelkeit überkam sie. Vier SMS. Eine von ihrer Mutter. Die anderen von Rafe. Eigentlich war es für seine Verhältnisse noch zurückhaltend, wenn er nach drei Nachrichten aufgab.

Über die Nachricht ihrer Mutter – *Kaffee ist kein vollwertiges Frühstück* – musste sie ausnahmsweise nicht lächeln. Nichts

wappnete sie gegen die Salve seiner Nachrichten, so harmlos sie für jemand Außenstehenden daherkommen mochten.

*Hoffe, du schläfst gut. Hoffe, du träumst von mir.*

*Erreiche immer nur den AB. Versuche es später noch mal.*

*Du brauchst Saft und Obst und Vitamine. Ich komme vorbei.*

Sie wünschte, sie hätte eine Freundin, an die sie sich wenden konnte, der sie die Nachrichten zeigen konnte; sie wünschte, sie hätte eine Freundin, die ihr sagte, was sie tun sollte. Früher hatte sie Freundinnen gehabt, bevor Henry und die Fruchtbarkeitsbehandlung anfangen, ihr Leben zu bestimmen; bevor sie zuließ, dass ein verheirateter Mann ihretwegen seine Frau verließ; bevor andere Frauen aufhörten, ihr zu vertrauen; bevor sie die missbilligenden Blicke nicht mehr ertragen konnte, die ihr eigenes schlechtes Gewissen spiegelten.

Henry und ihre Freundinnen hatten nicht zusammengepasst, aber sie hätte sich an die Grundregel halten müssen, nie zuzulassen, dass eine Beziehung die Freundschaften kaputt machte. Jetzt war Henry weg, und Clarissa schämte sich zu sehr, um Kontakt zu ihren alten Freundinnen aufzunehmen. Sie war sich nicht sicher, ob sie ihrer wert war, und ob sie ihr je verzeihen würden.

Sie dachte an ihre älteste Freundin Rowena, die sie seit zwei Jahren nicht gesehen hatte. Ihre Mütter hatten sich auf der Entbindungsstation kennengelernt, als sie vom obersten Stockwerk des Krankenhauses aufs Meer hinausschauten, die neugeborenen Töchter im Arm. Später hatten sie zusammen im Sandkasten gespielt. Waren zusammen zur Schule gegangen. Nicht einmal Rowena hatte sich mit Henry verstanden. Aber Clarissa und Rowena hatten sich ohnehin auseinandergeliebt; vielleicht hatte Henry den Bruch nur beschleunigt.

Sie versuchte das Selbstmitleid abzuschütteln. Sie musste sich einfach mehr Mühe geben, neue Freundinnen zu finden. Und selbst wenn sie im Moment keine Freundin hatte, die ihr helfen konnte, gab es wenigstens die Telefonhotline; die Broschüren waren schon am Samstag mit der Post gekommen, nur einen Tag nach ihrem Anruf.

Sie beantwortete seine SMS. *Komm nicht. Ich will dich nicht sehen. Bin sehr ansteckend.*

Kaum hatte sie auf Senden gedrückt, bereute sie es, denn sie dachte an den Rat, der in jedem Faltblatt wiederholt wurde. *Wann immer möglich, ignorieren Sie ihn. Lassen Sie sich auf keinerlei Gespräche ein.* Sie wusste, dass ihre verlorenen Freundinnen das Gleiche gesagt hätten.

Sie wünschte, sie hätte ihm ihre Handynummer nicht gegeben. Doch am Morgen nach der Buchvorstellung war sie ihn einfach nicht anders losgeworden. Dass sie sich lautstark im Bad übergab, hatte nicht gewirkt. Dass sie vor seinen Augen drei Kopfschmerztabletten gegen das Hämmern in ihren Schläfen schluckte, hatte nicht gewirkt. Nicht einmal ihr sichtbares Schlottern schien ihm deutlich zu machen, dass es ihr schlechtging und er besser gehen sollte. Ihre Telefonnummer war das letzte Mittel, ihn endlich loszuwerden – hätte sie bloß daran gedacht, ihm eine falsche Nummer aufzuschreiben. Aber ihr war zu schlecht gewesen, um einen klaren Gedanken zu fassen.

Sie wählte Garys Nummer. Triftige Gründe, hatte der Richter gesagt. Was konnte das sein? Eine Schwangerschaft vielleicht. Oder das Stillen eines Säuglings. Clarissa hatte keine triftigen Gründe. Ein Vorgesetzter, der sich in ihrer Abwesenheit umorganisieren musste, war kein triftiger Grund.

Clarissa versuchte bekümmert zu klingen, und so als wäre sie selbst völlig entsetzt. »Ich dachte, es geht um neun Tage. Zwei Wochen Maximum. So steht es in den Unterlagen, die sie uns geschickt haben, aber aus irgendeinem Grund bin ich ausgerechnet in einem siebenwöchigen Prozess gelandet. Es tut mir so leid.«

»Hättest du nicht sagen können, dass es nicht geht? Du bist lebenswichtig für den Universitätsbetrieb.«

Clarissa musste lachen. »Das stimmt nicht ganz. Lehrer und Ärzte sind lebenswichtig. Und selbst die kommen da nicht raus. Nicht mal Richter. Die Sekretärin eines Institutsleiters ist wohl kaum eine Schlüsselfigur – auch wenn mir die Einschätzung schmeichelt.«

»Du hast meine Frage nicht beantwortet.« Nur bei seltenen Gelegenheiten schlug Gary einen autoritären Ton an. »Gab es keine Möglichkeit, sich da rauszuwinden?«

Doch sie hatte keinerlei Skrupel zu lügen. »Nein«, sagte sie. Sie war angekommen; eben fuhr der Zug in den Bahnhof von Bath ein. Ihre Haut kribbelte, gewöhnlich die unfehlbare Warnung, dass sie beobachtet wurde, aber sie wusste, dass Rafe nicht im Waggon war. Auch auf dem Bahnsteig sah sie ihn nicht. »Nein, keine Chance.«

## DIENSTAG

Die Abgase brannten ihr in den Augen. Als sie zu Fuß vom Bristol-er Temple-Meads-Bahnhof zum Gericht ging, waren die Straßen so breit und einander so ähnlich, dass sie sich kurz fragte, ob sie sich verlaufen hatte.

Sie versuchte sich auf die Strecke zu konzentrieren, auf die noch kaum vertrauten Wegmarken – sie war sich sicher, die lila Fassade rechts gestern schon gesehen zu haben –, aber wie üblich verdrängte Rafe jeden anderen Gedanken.

### **Freitag, 30. Januar, 10:00 Uhr (vor vier Tagen)**

Der letzte Arbeitstag vor dem Geschworenendienst; der letzte Tag, an dem ich dir aus dem Weg gehen muss. Am Montag werde ich im Gerichtsgebäude verschwinden, und du hast keine Ahnung, wo ich sein werde.

Im großen Hörsaal errichte ich mir eine Sicherheitszone, indem ich die Klappstühle rechts und links von mir mit meinen Unterlagen und meiner Tasche blockiere. Ich hoffe, diese Schutzwälle schrecken dich ab; bei jedem anderen würde ein so deutliches Signal für mein Bedürfnis nach Freiraum wirken. Aber nicht bei dir. Natürlich nicht. Nichts wirkt bei dir.

Du stehst über mir und sagst: »Hallo, Clarissa«, dann legst du meine Papiere einfach auf den Boden und setzt dich neben mich. Unfairerweise werde ich wütend auf Gary, der darauf bestanden hat, dass ich ihn bei dieser Konferenz vertrete. Du

sitzt am Gang und blockierst meinen Fluchtweg – wie dumm von mir, dass ich das nicht bedacht habe.

Dein Blick klebt an mir, deine Pupillen zittern. Deinen Augen kann ich nicht entkommen. Ich will die Hände vors Gesicht schlagen, mich bedecken. Deine Wangen werden puterrot, dann weiß, dann wieder rot, wie ein Warnlicht. Zu sehen, welche Wirkung ich auf deinen Körper habe, widert mich an.

Natürlich hast du auch eine Wirkung auf meinen Körper. Mir wird heiß, ich spüre einen Schmerz in der Brust und fürchte, nicht mehr atmen zu können. Vielleicht falle ich in Ohnmacht oder muss mich übergeben – hier, vor allen. Das muss eine Panikattacke sein.

Die Decke ist hoch. In den Leuchtröhren liegen vertrocknete Insekten. Obwohl die Lampen weit über mir hängen, brennt mir das Licht in den Schädel. Im warmen Dach des Gebäudes überleben die Fliegen sogar im Winter. Ich höre das Zischen und Brutzeln, als eine in der Falle der Lampe verendet. Ich habe Angst, dass sie auf mich fällt. Aber besser eine tote Fliege als du.

Du berührst meinen Arm, und ich ziehe ihn zurück, so beherrscht wie möglich. Du flüsterst: »Ich liebe es, wenn du dir das Haar hochsteckst, damit ich deinen Nacken sehen kann. Du hast einen wunderschönen Nacken, Clarissa. Du hast es für mich getan, oder? Und das Kleid. Du weißt, wie sehr ich dich in Schwarz liebe.«

Ich ertrage es nicht. Wie ein überhitzter Schnellkochtopf gehe ich in die Luft, lasse all meine Unterlagen zurück, stolpere über deine Füße und Beine. Du nutzt die Situation aus – natürlich, wie immer – und legst mir die Hände auf die Hüften, als wolltest du mir helfen, die Balance zu halten. Ich schlage deine Finger weg, und es ist mir egal, dass ich den Rektor bei seinen einleitenden Bemerkungen störe und sich alle Köpfe nach mir umdrehen, als ich aus dem Saal stürze. Ich könnte heulen vor Wut, weil ich genau weiß, dass es so aussieht, als hätte ich die Kontrolle verloren und nicht du.

Irgendwie flüchte ich vom Campus, erreiche die Innenstadt von Bath und stolpere fast automatisch zu den *Assembly Rooms*. Meistens besuche ich das schwach beleuchtete Untergeschoss – das Modemuseum, meinen Lieblingsort, wo jahrhundertalte Gewänder in Vitrinen ausgestellt sind: aus Gold- und Silberfäden gesponnene Stoffe, schimmernder Seidenbrokat, funkelnde Juwelen. Doch ich durchquere die salbeigrüne Eingangshalle, passiere die honigfarbenen marmorierten Säulen und mache erst vor der Tür des *Großen Oktavons* halt.

Der Saal ist geschlossen. Auf einem Schild steht, dass hier später eine geschlossene Veranstaltung stattfinden wird. Trotzdem schlüpfte ich durch die Flügeltür, als wäre ich dazu berechtigt, und schließe sie hinter mir. Es ist still und friedlich im Innern der acht Wände; weiches Licht fällt durch die Facettenfenster auf mich herab. Ich nehme das Telefon heraus, hole tief Luft und wähle 999.

»Notrufzentrale der Polizei.« Der Singsang der Telefonistin klingt heiter, als arbeitete sie in einem Schönheitssalon und ich wäre eine potentielle Kundin.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. »Hallo«, bringe ich heraus. Ich atme schwer. Wahrscheinlich klinge ich wie ein perverser Anrufer.

»Um was für einen Notfall handelt es sich, bitte?«

Queen Charlotte sieht mit sanftem Blick von ihrem hohen Portrait zu mir herab, wie um mir Mut zuzusprechen. »Heute Morgen bei der Arbeit ... Ein Kollege ...«

»Ist an Ihrem Arbeitsplatz etwas passiert?«

Ich versuche es zu erklären. *Er hat sich gegen meinen Willen neben mich gesetzt. Er hat mir anzügliche Komplimente zugeflüstert. Er ist mir zu nah gekommen. Seinetwegen hatte ich eine Panikattacke.*

»Gut. Ist der Mann jetzt bei Ihnen?«

Queen Charlottes Augen folgen mir mitfühlend, als ich im Saal auf und ab gehe. »Nein. Aber er verfolgt mich ständig. Ich werde ihn einfach nicht los.«

»Hat er Sie körperlich verletzt?«

Die Familie Drake wirkt übertrieben glücklich in ihrem Goldrahmen, in der perfekt gestutzten Kunstlandschaft des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren wohlherzogenen Kindern. »Nein.«

»Hat er Sie körperlich missbraucht?«

Das süße Drake-Baby auf dem Schoß der Mutter sollte so etwas nicht hören müssen. »Nein«, sage ich nach einer langen Pause.

»Hat er Sie direkt bedroht?«

Wieder zögere ich. »Nicht direkt, nein. Aber ich fühle mich bedroht.«

»Sind Sie im Moment in Gefahr?«

Ich lasse den Blick weiter nach oben wandern, über den geschmackvoll verschnörkelten Fries, lege den Kopf in den Nacken. Der Zeremonienmeister Captain William Wade in seinem roten Rock blickt verächtlich auf mich herunter. »Nein.«

»Ich verstehe Ihre Lage. Aber im Moment liegt eigentlich kein echter Notfall vor. Die Nummer 999 ist für Notrufe reserviert, für Fälle, bei denen es um Leben und Tod geht.«

Der Saal wirkt plötzlich kleiner, als würden die eleganten blassgelben Wände zusammenrücken. »Tut mir leid.« Die hohe Decke wirkt nicht mehr so hoch. Irgendwie ist nicht genügend Sauerstoff hier drin.

»Schon gut. Aber ich glaube, Sie können Ihre Lage besser einschätzen, wenn Sie sich erst mal beruhigen.« Offenbar hält sie mich für hysterisch.

In den Oktagon-Saal führen vier Flügeltüren. Plötzlich fliegt eine davon auf. Ein Tourist mittleren Alters platzt herein, sieht mich, weicht erschrocken zurück und zieht die Tür wieder hinter sich zu.

»Ich bin ganz ruhig.« Meine Stimme kippt.

»Ich weiß, dass Sie in gutem Glauben angerufen haben.« Offensichtlich hält sie mich für eine Verrückte, die die Leitung blockiert.

Mein Gesicht ist rot und heiß. »Ich wusste nicht, an wen ich mich sonst wenden sollte. Ich dachte, Sie sind für so was da.«

»Sie stehen unter Stress. Haben Sie schon daran gedacht, mit Ihrem Hausarzt zu reden?« Sie hält mich für schlichtweg durchgeknallt.

Ich drücke die Schläfe gegen einen der mit Stuck verzierten Kaminsimse. »Mein Hausarzt kann auch nicht dafür sorgen, dass er mich in Ruhe lässt.«

Sie klingt freundlich, fast entschuldigend. »Leider kann die Polizei nicht eingreifen, solange keine Straftat vorliegt. So wie ich Sie verstanden habe, ist es zu keiner Straftat gekommen. Ich sage nicht, dass ich Ihnen nicht glaube, aber Sie haben nichts gegen ihn in der Hand. So gerne ich Ihnen helfen würde, aber da Sie nicht in akuter Gefahr sind, kann ich Ihnen leider niemanden schicken.«

George III. blickt an mir vorbei. »Sie meinen, er muss mir erst etwas antun, bevor Sie mir helfen?«

»Ich meine, dass die Polizei zu diesem Zeitpunkt nichts tun kann. Es gibt Organisationen und Telefonhotlines, die auf solche Fälle spezialisiert sind. Dort erfahren Sie, wie Sie die dauerhafte Belästigung durch einen Stalker am besten dokumentieren. Sie müssen aktiv Beweise sammeln, wenn Sie etwas gegen ihn unternehmen wollen. Rufen Sie die Telefonhotline an. Das ist das Beste, was Sie im Moment tun können.«

Ich lege auf und setze mich für ein paar Minuten mitten auf das abgenutzte Parkett. Der riesige Kristalllüster hängt genau über mir. Er könnte mir direkt auf den Kopf fallen. Dann rappele ich mich hoch, mit steifen, schmerzenden Knien, und nach einem letzten Blick auf Queen Charlotte verlasse ich eilig das Oktagon, bevor man mich findet und rauswirft.

Sie war froh, als der Anblick des Gerichts sie aus den unangenehmen Erinnerungen riss. Irgendwie hatte sie den Weg gefun-

den, obwohl sie in Gedanken vertieft eine Abzweigung verpasst und ihren Fehler erst zwanzig Minuten zu spät bemerkt hatte. Es war ihr zweiter Tag, aber der Richter schloss sie vielleicht jetzt schon wegen Unpünktlichkeit von der Verhandlung aus. Hastig stolperte sie in die Geschworenenbank.

Auf dem Tisch, den sie sich mit Annie teilte, lag ein Ringbuch. Gemeinsam schlugen sie es auf und lasen sich die Anklageschrift durch. *Entführung. Freiheitsberaubung. Vergewaltigung. Drogenhandel.* Schockierende, dramatische Worte. Worte, bei denen sie sich fragte, wie sie hier gelandet war.

Der Staatsanwalt konnte nicht älter als fünfzig sein. Die Fältchen um seine Augen gehörten einem heiteren Mann, doch als er sich an die Geschworenen wandte, war Mr Morden todernt. »Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen«, begann er. »Eine wahre Geschichte, aber keine schöne. Es ist die Geschichte von Carlotta Lockyer, und was ihr zustieß, ist kein Märchen.«

Vier der fünf Angeklagten sahen angestrengt zu Boden, als versuchten sie höflich ein Gespräch zu überhören, das sie nichts anging.

»Am letzten Julisamstag vor eineinhalb Jahren war Samuel Doleman mit seinen Freunden im Auto unterwegs.«

Dolemans graue Augen starrten militärisch geradeaus, doch er wurde blass. Sein rotes Haar war so kurz, dass Clarissa die Kopfhaut sehen konnte. Irgendwie wirkte er dadurch verwundbar. Die Sommersprossen hatten den gleichen Effekt.

»Sie fuhren zusammen in einem Transporter von London nach Bath. Sie waren auf der Jagd. Auf der Jagd nach Carlotta Lockyer.«

Zufälligerweise erinnerte sich Clarissa, wo sie zu genau derselben Zeit gewesen war. Sie fragte sich, ob es außer den Angeklagten auch anderen im Gerichtssaal so ging. Sie hatte damals den vierten Versuch einer künstlichen Befruchtung hinter sich. Der 28. Juli war das Datum ihres letzten Schwangerschaftstests, und er war negativ ausgefallen. Sie erinnerte sich an die angespannte Autofahrt am frühen Samstagmorgen nach London, wo sie im Labor Blut abgenommen bekam. Vielleicht waren sie am

Nachmittag hinter dem Transporter hergefahren, als sie nach Bath zurückkehrten, Clarissa in Tränen aufgelöst nach dem Anruf der Klinik mit den Resultaten, Henry nachdenklich und schweigend.

»Hier auf dem Bildschirm sehen Sie die Angeklagten, aufgenommen von einer Überwachungskamera vor Miss Lockyers Haustür.«

Clarissa versuchte sich zu konzentrieren und ihr Herz dazu zu zwingen, langsamer zu schlagen. Sie kannte das Haus. Es war höchstens zehn Minuten zu Fuß von ihr. Wäre Rafe gestern Morgen ein paar Minuten später aufgetaucht, hätten sie genau davorgestanden.

Trotz der ruckenden, körnigen Aufzeichnung konnte sie erkennen, wie die Männer hektisch auf und ab gingen, durch die Glastür spähten, mit den Fäusten dagegenhämmerten und am Türgriff rissen.

Sie stellte sich vor, Rafe würde das Gleiche an ihrer Haustür tun. Falls er es wagt, bekäme er es mit Miss Norton zu tun. Miss Norton war die resolute kleine alte Dame, die im Erdgeschoss wohnte. Clarissa und Miss Norton waren die einzigen Bewohner des Hauses. In der Wohnung im ersten Stock war fast nie jemand da; sie war die Geldanlage eines reichen Australiers, der nur selten nach Bath kam.

»Wie man sieht, ist Miss Lockyer nicht zu Hause. Doch unglücklicherweise geben Mr Doleman und seine Freunde nicht so leicht auf.«

Das Gleiche galt für Rafe. Clarissa trank einen Schluck Kaffee, der sauer schmeckte.

»Sie haben sie gesucht. Sie haben sie gefunden. Sie sind ihr gefolgt. Dann haben sie zugeschlagen. Und sie mitgenommen auf eine schreckliche Reise von Bath nach London, in die Dunkelheit ihrer sadistischen Welt.«

Wieder stellte sie sich vor, sie würde zur Polizei gehen und Anzeige erstatten. Wieder wusste sie, was passieren würde, wenn sie es versuchte: Am Ende hieße es, sie sei selbst an allem schuld.

Er würde sagen, sie suche Aufmerksamkeit. Er würde sagen, sie sei mit dem Vorsatz, ihn zu verführen, zu seiner Buchvorstellung gekommen. Er würde sagen, sie habe ihn in ihre Wohnung eingeladen. Wahrscheinlich gab es die Aufzeichnungen irgendeiner Überwachungskamera, auf denen zu sehen war, wie sie an jenem Abend Arm in Arm die Straße hinaufgingen.

Wieder dachte sie an die Warnungen in den Broschüren. *Zweifel an der Wahrheit Ihrer Aussagen beeinträchtigen Ihre Glaubwürdigkeit und schwächen Ihre Position im Prozess. Was die Wahrheit anging, so stand ihr Wort gegen seins.*

Sie erinnerte sich an etwas, das sie eigentlich verdrängt hatte. Sie war fünfzehn und ging mit Rowena von der Schule nach Hause. Plötzlich war dieses komische Mädchen an der Strandpromenade, das sie in den Bauch boxte, ihre Schultasche packte, sie zu Boden schubste und wegrannte. Alles schien gleichzeitig zu passieren. Clarissa konnte nur noch nach Luft schnappen, während Rowena neben ihr kauerte und sie umarmte.

Ihre Eltern waren mit ihr aufs Polizeirevier gegangen, um den Überfall zu melden, doch die sauertöpfische Polizeibeamtin hielt die Sache offensichtlich für einen Streit zwischen Schulmädchen, der die Mühe nicht lohnte, und fragte Clarissa nur, wie sie die andere provoziert habe. Hatte sie angegeben? Hatte sie vor einem armen Mädchen mit teuren Sachen geprahlt? Ging es um einen Jungen? Clarissa verließ das Revier mit glühendem Gesicht und hochroten Wangen und schämte sich, als wäre sie die Verbrecherin.

*Zufallsopfer.* Das sagte Rowena, als sie ihr später die Hand hielt. Clarissa war sich nicht so sicher. Irgendwas musste sie an sich haben, was das Mädchen herausgefordert hatte. Genau wie Rafe. Sein Verhalten war alles andere als vom Zufall geleitet.

Ihre Augen schmerzten; sie kniff sie zu. Ihre Schultern waren steif. Der Mann vor ihr war groß, wahrscheinlich über eins achtzig; sie musste sich strecken, um über seinem kurzgeschoenen braunen Haar Mr Mordens Gesicht im Auge zu behalten; so war es auch gestern schon gewesen. Nach sieben Wochen würde sie bestimmt einen Chiropraktiker brauchen.

Der Mann stand auf und nickte ihr zu, dann ließ er sie vorgehen. Es war seine Haltung, die ihr zuerst auffiel: Er stand felsenfest da, die Füße hüftbreit auseinander und parallel, das Gewicht auf den Hacken, die Arme über der Brust verschränkt. Sie hatte noch nie jemanden gesehen, der so aufrecht stand und dabei so entspannt aussah.

Jeder Ausdruck des Dankes konnte nur stumm erfolgen an dem Schauplatz des Gerichtssaals, dabei erschien es ihr gerade in diesem Umfeld besonders wichtig, an kleinen Höflichkeiten festzuhalten. Mit einem leichten Nicken und einem kleinen Lächeln beantwortete sie seine Geste.

### **Dienstag, 3. Februar, 18:00 Uhr**

Es ist nicht von Dauer. Natürlich nicht. Es war schon beachtlich, dass mir die Lüge von der Krankheit einen Tag ohne dich erkaufte hat. Bisher sind es vierunddreißig Stunden – die längste Pause von dir, die ich seit Wochen hatte.

Du würdest es Liebesbrief nennen. Ich nenne es Hasspost. Egal, wie man es nennt, der Brief in dem harmlosen braunen Umschlag liegt auf dem Bord im Hausflur, wo die aufmerksame Miss Norton ihn abgelegt hat.

*Kein anderer Mann kann mit dir machen, was ich kann. Kein anderer Mann wird dich lieben wie ich.*

Ausnahmsweise wünsche ich mir, dass du recht behalten wirst.